

Detlef Nakath: Deutsch-deutsche Grundlagen. Zur Geschichte der politischen und wirtschaftlichen Beziehungen zwischen der DDR und der Bundesrepublik in den Jahren von 1969 bis 1982, Schkeuditzer Buchverlag Schkeuditz 2002, 396 S. (20,00 €)

Einen umfassenden, quellengesättigten Blick auf die deutsch-deutschen Beziehungen vor allem zu Zeiten der sozialliberalen Koalition in Bonn legt Detlef Nakath als ausgewiesener Kenner der Materie vor. Er behandelt in sieben Kapiteln Forschungsstand, Quellen- und Literaturlage; den ost- und deutschlandpolitischen Dialog 1969-71 mit den Höhepunkten von Erfurt und Kassel, aber auch der selbstverordneten »Denkpause«; die Verhandlungen zu Verkehrs- und schließlich Grundlagenvertrag 1972 bis 73; die Entwicklung der zwischenstaatlichen Beziehungen bis zum Sturz der Regierung Schmidt 1982. In einem über den Untersuchungszeitraum hinausgreifenden Kapitel behandelt der Autor die gewandelte Rolle des SED-Apparates nach dem Inkrafttreten der Verträge und vor allem die Person Herbert Häbers, der ab 1973 als Leiter der Westabteilung des ZK der SED Akzente setzte, die ihn kurzzeitig in das Politbüro aufsteigen ließen und schließlich unter sowjetischem Druck 1985 auch zu seinem Sturz führten. Ein Kapitel beinhaltet die Geschichte des innerdeutschen Handels. Abschließend zieht der Autor sein Resümee. Hier erinnert er, dass es »ein dichtes Netz deutsch-deutscher Kontakte« gab. »Noch Ende der achtziger Jahre gingen nahezu alle wichtigen deutschen Politiker von der Weiterexistenz der deutschen Zweistaatlichkeit aus. Kaum jemand konnte sich den politischen Zusammenbruch der Sowjetunion und des gesamten Ostblocks vorstellen. Das genau war aber die entscheidende Voraussetzung dafür, dass Ende 1989 ein Prozess einsetzte, der kurzfristig die deutsche Zweistaatlichkeit überwand.« (S. 365) Das konnte auch nicht anders sein, denn dieses gesamte Geflecht und die von beiden Seiten unterlegten Implikationen für die Überwindung des jeweils anderen wa-

ren auf lange Dauer angelegt. Insofern war der reale Zusammenbruch des Ostblocks in Mitteleuropa und dabei auch der DDR eher ein Kollateralschaden der Supermachtkonfrontation.

Bevor es dazu kommen konnte, hatten beide Staaten ein langes Gegen-, Neben- und partielles Miteinanders zu durchlaufen, wobei die entscheidenden Weichenstellungen und schwierigsten Schritte durch die sozialliberale Koalition unter Willy Brandt und später in routinierterer Weise durch Helmut Schmidt möglich wurden. Nakath unterscheidet für die Deutschlandpolitik vier Phasen: die Vertragsphase von 1969-74; die Phase der »kleinen Schritte« 1974-82; die »Phase der Kontinuität und Ausweitung der politischen und kommerziellen Beziehungen« nach dem Regierungswechsel zu Kanzler Kohl und schließlich die Phase der Vorbereitung der Herstellung der deutschen Einheit nach der Wende in der DDR 1989-90. (S. 9)

Die deutsch-deutschen Beziehungen waren stets durch die Nachkriegskonstellation in Europa mit der massiven Blockauseinandersetzung und der unmittelbar in Deutschland sich vollziehenden politischen Spaltung und militärischen Konfrontation belastet. Sie brachten die Regierungen beider Deutschland in jene abhängige Lage, die Ausdruck einer letztlich für die DDR mehr und die BRD minder beschränkten Souveränität war. Berechtigt weist Nakath darauf hin – er kann ausgiebig auch die westdeutsche Seite zitieren –, dass die DDR in ihren Entscheidungen nicht frei war, oft in kleinsten Details Moskau konsultieren mußte. Interessant wäre hier der Nachweis der indirekten Einflußnahme der anderen Supermacht, die auch aus zitierten Einlassungen westdeutscher Politiker hervorgeht, aber nicht so vordergründig funktionierte. Erinnert sei nur an den von Washington initiierten Kurswechsel zu einer entspannungsorientierten Ost-West-Politik nach Mauerbau, Schweinebucht und Kuba-Krise. Sie führte Egon Bahr und Brandt schließlich 1963 zum Konzept vom »Wandel durch Annäherung«, an dem auch die damalige CDU/CSU-Außenpolitik Gerhard Schröders nicht vorbeikam und den Übergang zu großer Koalition und schließlich der hier interessierenden Konstellation erleichterte. Zu den offenen Fragen gehören die möglicherweise nicht ausge-

schöpften außenpolitischen Möglichkeiten der SED-Führung. Im Vergleich zu den anderen Ostblockstaaten scheint die SED-Führung, egal ob Ulbricht oder dann später Honecker, eher zu unentschlossen gewesen zu sein, diese Spielräume frühzeitig auszumessen, in ihren Spätphasen versuchten es beide durchaus. Mehr als ihre Verbündeten in Bukarest, Warschau, aber auch Prag oder Budapest war die DDR angstvoll auf sowjetisches Wohlverhalten versessen. Stärker als bei den Nachbarn scheint allerdings in der DDR jene denunzierend agierende Fraktion besonderer Unterwürfigkeit gewesen zu sein, die in wechselnder Zusammensetzung – siehe den Kurswechsel Honeckers – die Politik des eigenen Generalsekretärs zu torpedieren suchte. Dass Deutschlandpolitik auch für Honecker »Chefsache« war, ist nicht so verwunderlich, wie das im Buch erscheint. Schlüsselfragen der Außenpolitik sind zu allen Zeiten Domäne der jeweils institutionell und vielleicht auch inhaltlich stärksten Politiker eines Staates, da sie unmittelbar und offenkundig das Schicksal des Landes und damit der Macht berühren.

Eine besondere Situation der deutsch-deutschen Politik ergab sich aus der spezifischen ideologischen Dimension in einem gemeinsamen Sprach-, Geschichts- und Kulturraum. Einerseits war da stets die – aus DDR-Sicht – berechtigte Sorge, dass der grundsätzliche Unterschied der Gesellschaftsordnungen durch Rückgriff auf die These von der »gemeinsamen Nation« noch stärker unterminiert werden konnte, als dies tagtäglich durch die zwar erschwerten, aber vorhandenen familiären und individuellen Kontakte wie auch durch die Medieneinwirkung sich vollzog. Andererseits brachte der Regierungsantritt der SPD neben Hoffnung auf gemeinsame, irgendwie sozialistische Ideale die weit stärkere Furcht vor »Sozialdemokratisierung« und »ideologischer Diversion« mit sich. »Erich Honecker hatte in Willy Brandt immer einen potenziellen Partner in der Deutschlandpolitik, aber vor allem auch eine Gefahr gesehen. Brandt der Antifaschist, Widerstandskämpfer und charismatische Entspannungspolitiker hatte – via Medien – starken Einfluss auf die Stimmungslage in der DDR.« (S. 227)

Aus heutiger Sicht lächerlich mutet manch deutsch-deutscher Statusstreit an, hinter denen

aber immer Grundsatzfragen der Beziehungen von Staaten konträrer Gesellschaftsordnungen lauerten. Es war eben ein langer Weg vom vergeblichen Versuch eines DDR-Emissärs, den Brief des DDR-Wirtschaftsministers an dessen West-Kollegen zu übergeben, der schließlich in handgreiflicher Abweisung endete, über durchaus belastete, aber insgesamt eine Eisbrecherfunktion erfüllende Begegnungen der Regierungschefs in Erfurt und Kassel bis zum Grundlagenvertrag von 1972. Willy Brandt notierte nach Kassel: »Rangiert Friedensordnung noch vor nat.(ionaler) Frage? – Ohne Friedenssicherung keine annehmbare Lösung irgendwelcher Fragen (;) – Grundsätze bleiben, aber für uns keine isolierte Fragen« (zitiert auf S. 99). Es war eine Politik vieler kleiner Schritte, deren erste die schwierigsten waren. Und selbst wenn diese Politik letztlich mit dem Triumph des Westens endete, so haben auch die DDR-Beteiligten die Genugtuung – obschon ihnen das die westdeutschen Sieger nicht zugestehen –, dass sie mit verhinderten, von deutschem Boden einen Krieg ausgehen zu lassen.

STEFAN BOLLINGER

**Alexandra Kollontai:
Mein Leben in der Diplomatie.
Aufzeichnungen aus den Jahren
1922 bis 1945, Karl Dietz Verlag
Berlin, Berlin 2003, 703 S.
(39,90 €)**

Alexandra Kollontai gehört zu den Menschen, die fast ihr gesamtes bewusstes Leben über Tagebuch geführt haben. Solcherart Aufzeichnungen stellen wichtige historische Dokumente dar, die es gilt, den nachfolgenden Generationen zugänglich zu machen. Mit dem vorliegenden Buch werden erstmals Alexandra Kollontais Aufzeichnungen aus dem Diplomatischen Dienst der Jahre 1922 bis 1945 in deutscher Sprache veröffentlicht.

A. K. war in diesen Jahren als Leiterin der sowjetischen Auslandsvertretungen in Norwegen, Schweden und Mexiko tätig – mit einem kurzen Zwischenstopp beim Völkerbund.

Das Interesse an Leben und Tätigkeit von A. K. vor ihrer Zeit als Diplomatin ist bisher wesentlich stärker ausgeprägt, als an dem sich anschließenden, immerhin fast drei Jahrzehnte währenden Lebensabschnitt. Das hängt zum Teil auch damit zusammen, dass das dazu erschlossene Quellenmaterial bisher gering war, vor allem was ihre autobiographischen Publikationen betrifft.¹ Das vorliegende Buch nun dokumentiert auf über 700 Seiten das bewegte Leben dieser außergewöhnlichen Frau in eigener Darstellung und durch weitere Dokumente. Sie war die erste weibliche Spitzendiplomatin der Welt und das für ein Land, das selbst erst um seine völkerrechtliche Anerkennung rang.

Im Rahmen der Aufzeichnungen werden eine Reihe von Themenkomplexen behandelt, zu deren wichtigsten natürlich die Fragen gehören, die unmittelbar mit ihren Aufgaben als Leiterin der sowjetischen Vertretung zusammenhängen. Weiterhin sind das Probleme der Entwicklung in der Sowjetunion. A. K. hatte die gesamte Zeit über den Wunsch, nur für kürzere Zeit im Ausland zu arbeiten, doch hat sich ihr Wunsch nicht erfüllt. So nahm sie jede sich bietende Gelegenheit wahr, nach Hause zu fahren, um sich mit Freunden und Bekannten zu treffen. Ihre Einschätzungen über die Entwicklung in der Sowjetunion scheinen aus heutiger Sicht oft übertrieben optimistisch und recht unkritisch. Einerseits ist das natürlich dem Zeitgeist geschuldet, andererseits ist auch eine Art »Zweckoptimismus« – sie wünschte sich aus ganzem Herzen, dass das, wofür sie so lange und aufopfernd gekämpft hat, Realität wird. Andererseits wird jedoch deutlich, dass sie, so oft es ihr möglich war, gegen Ungerechtigkeiten und Verbrechen vorgegangen ist. Sehr deutlich sprach sie sich gegen die Todesstrafe aus. (S. 200, 203). Wie ein roter Faden zieht sich durch ihre Aufzeichnungen die Frauenthematik, wobei das Leben der Frauen in ihren Gastländern als auch in der Sowjetunion reflektiert wird.

Zu ihren Haupttätigkeitsfeldern gehörten sowohl rein »politische« Fragen, wie z. B. die Verhandlungen über einen Nichtangriffspakt mit Norwegen, als auch ökonomische Fragen, wie z. B. Handelsabkommen mit Schweden und Norwegen. Ihre Handlungsmaxime dabei war, dass für beide Seiten ein Nutzen ersicht-

lich werden muß. »In der diplomatischen Arbeit kann man nur dann Ergebnisse erzielen, wenn sich beide Seiten von der anvisierten Maßnahme einen Nutzen versprechen. Es ist ein Fehler zu denken, man könne allein mit ›Druck‹ auf die andere Seite etwas erreichen. Druck erweist sich als zwecklos, wenn die andere Seite keinen Nutzen für sich erkennt.« (S. 213) Diese Position brachte ihr große Anerkennung ein, auch dort, wo ihr zu Beginn ihrer Tätigkeit abweisende bzw. feindliche Haltung entgegentrat.

Ihre Aufzeichnungen spiegeln auch die Mühen des diplomatischen Alltags wider – angefangen vom diplomatischen Protokoll bis zu der oft nicht leichten Zusammenarbeit mit beiden Regierungsseiten, was sie zu folgender Feststellung veranlasste: »Diplomatische Tätigkeit ist eine undankbare Arbeit. Es ist so etwas wie Spitzen klöppeln. Du knüpfst monatelang ein kunstvolles Netz. Doch dann kommt deine Regierung oder die Regierung des Landes, in dem du tätig bist, und zieht – um eines ›wichtigeren Zieles‹ willen – einen der Fäden heraus. Und hast du nicht gesehen, ist das ganze Gebilde dahin. Du mußt von vorn beginnen, ohne den alten Faden weiterspinnen zu können.« (S. 208)

Besonders hervorzuheben ist A. K.'s Beitrag zur Beendigung des Winterkrieges 1939/40 zwischen der Sowjetunion und Finnland und seine Darstellung in ihren Aufzeichnungen. Von den fünfzehn Heften beschäftigt sich ein Heft allein mit diesem Thema. Ihre diplomatischen Aktivitäten von Schweden aus trugen wesentlich dazu bei, dass der Krieg 1940 beendet werden konnte. Auch hatte sie keinen geringen Einfluss auf die weitere Haltung Schwedens im Zweiten Weltkrieg.

Als A. K. 1922 nach Norwegen geschickt wurde, war sie 50 Jahre alt, nicht mehr ganz gesund, hatte gerade eine gescheiterte Beziehung hinter sich und mit der Arbeiteropposition Schiffbruch erlitten. Sie hatte aufregende, unruhige, schwere Zeiten erlebt, im Bürgerkrieg gekämpft und zu diesem Zeitpunkt kein unmittelbares politisches Ziel vor den Augen. Sie hatte jedoch die Hoffnung, ihren Traum, Schriftstellerin zu werden, in nächster Zeit zu verwirklichen. Breiten Raum nehmen in ihren Aufzeichnungen persönliche Reflexionen ein, ihre Hoffnungen, Wünsche und Ängste hin-

sichtlich ihres eigenen Lebens, der Entwicklung in der Sowjetunion und auch weltweit.

Erstmals im Dezember 2001 erschienen in einer zweibändigen Ausgabe ihre Erinnerungen über ihre diplomatische Tätigkeit von 1922 bis 1940 mit einem Umfang von mehr als 1000 Seiten in Moskau auf russisch. Der Text der Ausgabe beruht auf ihren Aufzeichnungen, die sie zwischen 1922 und 1945 erstellte. Durch die Wende wurde es möglich, ihre bis dahin noch unzugänglichen Memoiren einzusehen. Sie hatte vergeblich versucht, Teile daraus zu veröffentlichen. Nach ihrer Rückkehr 1945 nach Moskau begann sie, das umfangreiche, z. T. sehr skizzenhafte Material zu sichten, zu bearbeiten und zu ordnen. Was man nach der Wende in den Archiven fand, waren maschinenschriftliche Manuskripte in Form von fünfzehn von ihr autorisierten Hefen.

Die deutsche Ausgabe ist keine Übersetzung der russischen Ausgabe und das aus mehrerlei Gründen:

Erst einmal konnte man nach Erscheinen des Buches feststellen, dass es bei all seinen Verdiensten doch eine Reihe von Mängeln aufwies. So wurden falsche Daten im Text nicht korrigiert oder darauf hingewiesen, denn offensichtlich hat A. K. nicht alle Datumsangaben korrekt wiedergegeben. Auch im Vorwort sind Fehler, die sich auf Personen und Daten beziehen. Auch der wissenschaftliche Apparat läßt zu wünschen übrig, so fehlt z. B. ein Personenregister. All das wurde verbessert.

Zweitens hat man sich aus Platz- und Finanzgründen dafür entschieden, einige Teile ihrer Aufzeichnungen auszulassen. Man entschied sich, den gesamten Komplex Skandinavien in vollem Umfang wiederzugeben, was in Hinblick auch auf die Geschichtsschreibung zum Winterkrieg besonders wertvoll ist. Im Gegenzug wurden die umfangreichen Landschaftsbeschreibungen weggelassen, die sie über ihre Gastländer verfasste. Des weiteren wurden die Ausführungen über ihre Tätigkeit beim Völkerbund und in Mexiko stark gekürzt, ebenso ihre Ausführungen über den Spanischen Bürgerkrieg.

Im Unterschied zur russischen Ausgabe wurde jedoch ein umfangreicher Dokumentenanhang aufgenommen, der vor allem aus ihren Briefen besteht und ihre Erinnerungen

sinnvoll ergänzt. Von besonderem Interesse sind dabei ihre Skizzen zur Entstehungsgeschichte der Aufzeichnungen während ihres diplomatischen Dienstes. Eine Bibliografie ihrer Arbeiten ab Herbst 1922 rundet den wissenschaftlichen Apparat ab und belegt anschaulich, welch umfangreiches publizistisches Werk sie trotz ihres diplomatischen Pensums produzierte.

Die vorliegende Publikation stellt eine wichtige Quelle zur Erforschung des Lebens Alexandra Kollontais und ihrer Zeit dar und läßt hoffen, dass die sich durchaus lohnende Beschäftigung mit ihr dadurch einen Auftrieb erhält.

HELLA HERTZFELDT

- 1 Siehe: Alexandra Kollontai (o. J.): *Autobiographie einer sexuell emanzipierten Kommunistin*, Berlin; Alexandra Kollontai (1980): *Ich habe viele Leben gelebt...*, Berlin.

Ernst Zeno Ichenhäuser:
Wenn möglich – ehrlich.
Lebensbericht von einem, der
auszog, Revolution zu machen,
Verlag am Park Berlin 2000,
522 S. (12,40 €)

Der Autor (1910-1998), in München geboren und aufgewachsen, war lange Jahre Chefredakteur pädagogischer Zeitschriften in der DDR. Dies war ihm nicht in die Wiege gelegt worden, denn von seiner Schulzeit schreibt der Sohn einer alleinstehenden Malerin keineswegs im Ton der Begeisterung. Auch an den Universitäten München und Berlin, wo er vor allem Volkswirtschaft studierte, war von einem überdurchschnittlichen Interesse für die Tätigkeit als Pädagoge oder Journalist noch nichts zu spüren. Die Lehrer Alfred Weber und Werner Sombart, nur sie werden erwähnt, hinterließen keinen bleibenden Eindruck.

Prägender wurde das Engagement für die kommunistische Bewegung, der sich Ichenhäuser 1929 anschloß. Seit 1932 war er im Parteiapparat in Berlin in der Jugendarbeit tätig, arbeitete dort auch mit Erich Jungmann und Hans Mahle zusammen. Mit Kurt Müller vertrat er sich schlecht, dieser, ein späteres

Opfer Stalinscher Willkür, war für ihn Inbegriff des Dogmatismus. »Der Stalinismus frißt seine Stalinisten«; mit diesem kurzen Kommentar begnügt sich Ichenhäuser. (S. 138) Ernst Thälmann wird hingegen, trotz einiger Kritik, sehr positiv geschildert.

Der illegal arbeitende Jungkommunist geriet 1933 in die Fänge der Nazis und nach Plötzensee, wo Theodor Neubauer sein Zuchthauskamerad war, sowie nach Brandenburg und Moabit. Katholisch getauft, war Ichenhäuser nicht beschnitten worden; diese Tatsache rettete dem Juden bei der fälligen Kontrolle womöglich das Leben.

1936, kurz nach seiner Haftentlassung, mußte er Deutschland verlassen. Er ging zunächst nach Prag, wo er die künftigen Historiker und Germanisten Josef Schleifstein und Ernst Scholz kennenlernte, und von dort nach England. Seiner Mutter gelang die Flucht aus Prag nicht mehr. Erst nach der Befreiung erfuhr Ernst Ichenhäuser, daß sie 1943 in Theresienstadt umgebracht worden war. In Cambridge nahm sich der Germanist Roy Pascal seiner an. Wie viele junge Kommunisten war Ichenhäuser durch die Moskauer Prozesse, noch mehr durch den Hitler-Stalin-Pakt irritiert, tröstete sich jedoch mit den Worten eines Genossen: »Die Sowjetunion wird schon wissen, warum sie so gehandelt hat.« (S. 223)

Wie die meisten Flüchtlinge wurde Ichenhäuser 1940 interniert; er kam für ein Jahr nach Kanada. Nach London zurückgekehrt, lernte er dort seine spätere Frau Anneliese kennen, gleich ihm vor den Nazimördern aus Deutschland geflüchtet. Rückblickend erinnert er sich dankbar der englischen Menschen, an ihre »Beherztheit während der Bombenschrecknisse und ihre Gelassenheit gegenüber der Kargheit der Rationen. Mit ihnen hatte ich im antifaschistischen Kampf zusammengestanden. Eine große Zeit für das Land und das Volk. Auch für mich. Mit dem Volk zusammengehalten und gekämpft zu haben, bedeutete eine Lebenserfahrung, einen Zuwachs an Weltkenntnis.« (S. 299) Aber der Autor berichtet fast nichts über das Leben außerhalb des deutschen *kommunistischen* Exils und des Kreises der britischen Sympathisanten des Sowjetkommunismus. Daß die britische Linke wie das deutsche Exil sehr viel mehr Facetten aufwies, erfährt man aus dem Buch nicht.

1946 kehrten die Ichenhäusers nach Ostberlin zurück. Ernst wurde Redakteur der Zeitschrift »Neue Schule« und arbeitete mit Reformpädagogen wie Max Kreuziger, ehemals SPD, und dem Kommunisten und Auschwitz-Überlebenden Robert Alt zusammen, Anneliese unterrichtete sowjetische Offiziere in deutscher Sprache. Sie blieb, anders als ihr Mann, lange reserviert gegenüber den Deutschen, von denen so viele Hitler unterstützt hatten. Dies änderte sich erst um 1950, als auch Anneliese journalistisch tätig wurde.

Der Prager Slánský-Prozeß versetzte beide in Angst. Sie versicherten einander, die Anschuldigungen seien so überwältigend, daß sie nicht erfunden sein könnten. Daß eine ganze Parteiführung gegen Stalin konspirierte haben sollte, blieb für sie indes ein Rätsel. Doch wurde Ernst Ichenhäuser alsbald von der sarkastisch so genannten »englischen Krankheit« befallen. Als »Westemigrant« geriet er ins Visier der Volksbildungsministerin Else Zaisser. Ein von ihm verantworteter Druckfehler führte zu seiner sofortigen Entlassung als Chefredakteur der »Neuen Schule«. In einer Zwischenüberschrift sollte es heißen: »Der Aufbau des Sozialismus ist kein Hindernis für die Einheit Deutschlands« – aber das »k« fehlte. Nach Stalins Tod wurde Ichenhäuser partiell rehabilitiert, nahm auch ein Studium an der Parteihochschule auf, doch nach dem 17. Juni 1953 stellte er sich selbst die Frage, ob die Proteste der Arbeiter wirklich nur ein vom Westen gesteuerter faschistischer Putsch gewesen seien. Waren die Arbeiter Konterrevolutionäre? »Oder marschierten und streikten sie für gerechtfertigte Forderungen?« (S. 381)

»Die Neue Schule« wurde in die »Deutsche Lehrerzeitung« (DLZ) umgewandelt und verlor, so Ichenhäuser, sehr an Niveau. Zu wenig legte er sich Rechenschaft darüber ab, ob er als verantwortlicher Redakteur diesen Mißstand zumindest hätte lindern können. Interessant lesen sich die Charakteristika über die wechselnden Minister für Volksbildung, wobei Alfred Lemnitz gute, Hans-Joachim Laabs befriedigende und Fritz Lange sehr schlechte Noten bekommen. Die Errichtung der Mauer erlebten die Ichenhäusers im DDR-Ostseeurlaub. Da sie ihn nicht abbrachen und sich in Berlin meldeten, verlor Ernst Ichenhäuser seinen Posten bei der DLZ und übernahm die

Leitung der weniger prestigereichen Zeitschrift »Elternhaus und Schule«, die Minister Lange einmal als »pädagogische Gartenlaube« bezeichnet hatte. (S. 415) Während Ernst Ichenhäuser zunächst Margot Honecker positiv sah, war seine Frau von Anbeginn voller Skepsis.

Aber beide machten weiter und machten mit. Es waren polnische und tschechische Kommunisten, die ihnen vorhielten, trotz aller kritischen Sicht nur »Stabilisierung des Systems« zu betreiben. Die Ichenhäusers entgegneten, eine Reform sei nur von der Parteispitze her möglich. Ihre Diskussionspartner verneinten: Ohne Reformdruck von unten, aus der Parteibasis und von den Parteilosen, geschehe gar nichts. (S. 441) Die Niederschlagung des Prager Frühlings, aber auch der stalinistische Druck in Polen, etwas später in der DDR, brachte manche ihrer Freunde dazu, die kommunistische Welt zu verlassen. »Unsere Systemkritik blieb auf halbem Wege stehen«, schrieb Ichenhäuser. (S. 474) Selbst dies ist noch beschönigt. Aber nur allzuviele kritische Kommunisten hofften auf ein Reformwunder von oben und fühlten die eigene Ohnmacht. Doch gerade aus der Generation der Remigranten und Antifaschisten brachte es kaum einer über sich, mit der DDR zu brechen. Obgleich der Gedanke im Buch nicht ausgeführt wird, sei auch festgehalten: Wer in den Westen ging, aber einer sozialistischen Überzeugung treu blieb, hatte es auch dort im Kalten Krieg sehr schwer. Die Beispiele von Leo Kofler, Alfred Kantorowitsch und Leo Zuckermann zeigen, daß denen keine Chancen auf Fortsetzung ihrer akademischen Tätigkeit geboten wurden, die sich nicht antikommunistisch anpaßten. Hingegen zeigt Ichenhäuser sehr drastisch, wie schutzlos Aufbegehrende in der DDR sogar noch angesichts der sowjetischen Reformen waren: »Was kann die Alternative sein? Das offene Auftreten? Robert Havemann hat das getan. Eine große Tat. Ein Opfergang. Wirkungsvoll, weil er einen Namen hatte, weil er in der Welt Widerhall fand. Aber der kleine Mann, der Unbekannte? Er würde nur in die Falle der Staatssicherheit gehen.« (S. 477 f.)

So geschah, was immer geschieht, wenn die Mächtigen die Chancen zur Reform oder wenigstens zum geordneten Abgang verpassen. Das Volk wollte von der DDR nichts mehr

wissen. Es sagte sich mehrheitlich von dem Staat los, der es bevormundet und einer Fürsorge unterworfen, dennoch Not und Elend von jedem einzelnen ferngehalten hatte. Ichenhäuser steht dem Ritt in eine schnelle Einheit skeptisch gegenüber, versagt sich aber besserwisserische Kritik. Er und seine Frau bleiben in der PDS. Sie wollen sich nicht davonstellen, sondern fragen nun nach ihrer ganz persönlichen Verantwortung dafür, »daß die ehemalige Führung der SED unser Land in diese existenzgefährdende Krise gestürzt hat. Wir sind willens, diese Schuld abzutragen.« (S. 517)

MARIO KESSLER

Franz J. Hinkelammert,
Henry M. Mora: *Coordinacion social del trabajo, mercado y reproducción de la vida humana*, DIE San José, Costa Rica, 2001, 340 S.

In diesem Buch kritisieren die Autoren den dogmatisch-perfektionistischen Ansatz in der Ökonomie in Bezug auf die wirtschaftliche Organisation des menschlichen Lebens und suchen nach neuen Alternativen. So wird nicht nur die neoklassische Theorie unter die Lupe genommen, sondern auch die Idee des perfekten Planens im Sowjetstaat (nach Kantorowitsch) und auch die Theorie der perfekten Institutionen (nach Parsons).

Im Prolog drücken die Autoren ihre Position gegenüber den genannten Theorien eindeutig aus. Als Basisidee und Leitmotiv ihrer Analyse nehmen sie die Definition und die Unterscheidung des Marktes nach Polanyi, bei der der Markt als Basisprinzip der Gesellschaftsorganisation dient, demnach einen Platz sozialer Verhältnisse darstellt und sich in einem ökonomischen System ausdrückt (S. 11). Dieses wird der Eindimensionalität des Marktes im neoliberalen Sinne als der reinen Reduktion auf die Faktormärkte gegenübergestellt. Das Leben der Menschen und der Natur soll also den Autoren nach im Mittelpunkt des wirtschaftlichen Lebens stehen und nicht der Markt.

Damit plädieren die Autoren für die Entwicklung einer kritischen Theorie, die eine wissenschaftliche Bewertung des Marktsystems anbietet und sich auf die praktische Ökonomie ausrichtet, die die Möglichkeiten zur Fortpflanzung der Menschen sowie der Natur schafft. Außerdem, so die Autoren, muss eine Ethik des Allgemeinwohles entwickelt werden, die das Leben in allen seinen Formen als höchsten Wert betrachtet (S. 17).

Die sieben Kapitel des Buches sollen als eine Art Präludium oder als ein Anstoß zur Formulierung solch eines neuen Ansatzes dienen, der als eine kritische Theorie der reproduktiven Rationalität bezeichnet wird. Dieses soll entweder von den Autoren in den folgenden Jahren erarbeitet werden, bzw. die junge Generation soll dazu motiviert werden.

Die Autoren legen den Schwerpunkt ihrer Analyse des Marktes also auf den Menschen und die Natur. Der Mensch wird durch die Arbeit definiert. Deswegen rückt auch die Arbeitsteilung in den Mittelpunkt des wirtschaftlichen Geschehens. Auf dieser Ebene setzen die Autoren sich mit A. Smith auseinander (S. 153). Die Arbeit gilt auch als ein wichtiger Verknüpfungspunkt zwischen der Natur und der Menschheit. Die Natur wird durch sie humanisiert (S. 123). Die Analyse der Autoren fokussiert also hauptsächlich auf den Begriff der Arbeit.

Als Ziel des Buches definieren die Autoren die Entwicklung der Basisdeterminanten einer Theorie der sozialen Koordination der Arbeit und der reproduktiven Rationalität, was auch schon der Titel des Buches andeutet. Das wird besonders im Kapitel vier behandelt. Es werden fünf Kriterien für eine soziale Koordination der Arbeitsteilung hergeleitet. Eines davon ist beispielsweise die Humanisierung der Arbeit.

Das erste Kapitel dient als Einführung in das Thema und beschäftigt sich hauptsächlich mit der Analyse des Marktes aus neoliberaler Sicht und bezeichnet die Idealisierung des Marktes als eine Tautologie.

Im nächsten Kapitel untersuchen die Autoren die Ursprünge der Vorliebe der Wirtschaftstheoretiker, mit Perfektionsmodellen und Gleichgewichten zu arbeiten. Die Antwort dafür suchen sie in den Entwicklungen der Philosophie. Die Autoren setzen sich hier besonders mit Max Weber auseinander. In diesem Zusammenhang

wird auch der aus der Mathematik stammende Begriff der »asymptotischen Annäherung« an die Realität gebraucht und kritisiert. Im weiteren präsentieren die Autoren die Kritik, die innerhalb des Systems selbst entstand. Dieses geschieht durch die Analyse der Theorien von Hayek und Oskar Morgenstern.

Im dritten Kapitel setzen die Autoren die Marktkritik fort. Speziell geht es um die Verschmelzung zwischen der Ökonomie und der Gesellschaft sowie die Webersche Theorie der rationalen Handlung.

Im vierten Kapitel, wie schon erwähnt, geht es um die Kriterien der Evaluation der sozialen Koordination der Arbeit.

Im fünften Kapitel wird die Arbeitsteilung im geschichtlichen Kontext und als Vorspann zum Kapitalismus behandelt. Zum Schluss wird auch die These von Polanyi über die Transformation des Lebens in die Arbeit diskutiert.

Das sechste Kapitel enthält die Kritik der ökonomischen Rationalität, die immer in jeder Art von Marktbeziehung präsent ist. Außerdem analysieren die Autoren die typisch neoklassischen Aspekte wie Effizienz und Externalitäten und suchen nach einer Alternative zum Markt.

Im siebten Kapitel sprechen die Autoren über die Notwendigkeit der Ethik des Allgemeinwohles. Dies wäre eine Ethik, die die Art des Lebens gewährleistet, bei der die Fortpflanzung und die Entwicklung aller Menschen sowie der Natur möglich wäre.

Die Sprache und die Argumentation der Autoren ist klar und übersichtlich. Es werden viele Zitate und Beispiele verwendet. Der Text enthält auch einige Schemata als Verständigungshilfen. Die klare Struktur des Buches ermöglicht ein angenehmes Lesen.

Obwohl die Autoren klar ihre Position zeigen, verfallen sie nicht in Schwarz-Weiß-Denken, sondern setzen sich mit ihren Kritikobjekten auseinander und versuchen, deren Ursprünge zu erforschen. Außerdem ist es sehr sympathisch, auch die neue Generation zum Mitdenken einzuladen und nicht gleich eine fertige Theorie zu liefern. Damit kann das Buch als gelungen bezeichnet werden.

VICTORIA KENDLER

Günter Manz:
Aufstieg und Fall des Landes DDR
 – Erinnerungen & Ansichten,
 trafo verlag Berlin 2002, 258 S.
 (17,80 €)

Als in das historische Geschehen eingebunden sind Politiker »am wenigsten in der Lage«, über die Zusammenhänge von Täter- oder Opferrollen »zu befinden«. Rollen, wie sie für das Verständnis des realsozialistischen Systems ebenso einer notwendigen Analyse bedürfen, wie die eigentlich für die Existenz der DDR grundlegenden wirtschaftlichen, kulturellen und sozialen Bedingungen. Wenngleich Günter Manz – wie obiges Zitat darstellt – eine Notwendigkeit mit einer Unfähigkeit zu verwechseln scheint, hat er unzweifelhaft Recht mit der Ansicht, dass die Unfähigkeit einer möglichst objektiven und realistischen Geschichtsanalyse unzweifelhafte Realität ist. Das sowohl aus politischen Gründen als auch aufgrund des tatsächlichen Kompetenzman- gels.

Der »Aufstieg und Fall des Landes DDR« ist ein interessanter Ausflug in ein bewegtes Leben; aber eben doch eher das Leben von Günter Manz. Anhand von persönlichen Erinnerungen handelt sich der Autor an wohl wichtigen Entwicklungsetappen der DDR-Geschichte entlang. Hierbei führen ihn seine Erinnerungen von der politischen Entwicklung im Jahre 1933 bis zur Einheit Deutschlands im Jahre 1990. Bemerkenswert ist sein Versuch, bei der Analyse nicht stehen zu bleiben. Gewonnenes Datenmaterial benutzt der Autor, um im letzten Kapitel seine Vision mit einer Theorie über die zukünftige Menschheitsentwicklung und seine Erwartungen darzulegen: »Ein neuer Versuch wird kommen, eine, wenn auch nicht vollkommene, so jedoch sozial gerechtere Welt aufzubauen.«

Günter Manz arbeitete ab 1950 im Ministerium für Planung (später SPK), in dem er ab 1953 als Abteilungsleiter für die Planung des Einzelhandels zuständig war. Als »Sicherheitsrisiko« wurde er 1956 aufgrund seiner »umfangreiche(n) Westberliner Verwandtschaft« von seiner Tätigkeit im Ministerium entbunden und zum Verlag *Die Wirtschaft* versetzt.

Dort arbeitete er acht Jahre in der Redaktion »Wirtschaftswissenschaft«. Eindrücklich beschreibt Manz, wie die Zeitschrift die »politisch-ideologische Misere in Kultur und Wissenschaft« mitmachen musste und dennoch ihre – wenn auch geringen – Möglichkeiten wahrnahm, »zwischen den Zeilen ... eine ... kritische Note zu behalten«. Seit den 70er Jahren war dies unter dem Druck der vorgeschriebenen Selbst- und der überall präsenten Politbürozensur kaum noch möglich. Die dadurch stark beeinträchtigten Publikationsmöglichkeiten führt Manz auf die »Wissenschaftsfeindlichkeit der SED-Führungen und ihrer Parteibürokraten« zurück.

Nach seiner Habilitation im Jahre 1963 ging er zum Ökonomischen Forschungsinstitut und zwei Jahre später an die Hochschule Berlin-Karlshorst, an der er 22 Jahre verbrachte. Sein Lehr- und Tätigkeitsfeld war die Lebensstandard-, Lebensweise- und Konsumtionsforschung. Später kamen noch sozial-kulturelle Bereiche und die betriebliche Sozialpolitik hinzu. Doch auch an der Hochschule wurde der Autor mit der »politische(n) Kleinkariert- heit« konfrontiert. Eine Kleinkariertheit, die von der systemimmanenten »politischen Kaste« – bestehend aus »SED-Bürokraten und Blockflöten, plus leitende(n) Angestellte(n) vor allem der bewaffneten und Sicherheitsorgane und des Rechtswesens« – produziert wurde. Diese Kaste macht Manz für die gezielte Manipulation »Millionen gutgläubiger und ehrlicher Sozialisten« verantwortlich.

Das vorliegende Buch ist ein locker erzählter Erlebnisbericht, eingebettet in historische und biografische Tatsachen. Das wissenschaftliche Vorgehen stellt die Analyse in den Vordergrund. Als habe der Autor hier aber selbst einige Schwächen bemerkt, kompensiert er etwaige Defizite gern durch den Gebrauch von Klischees wie »Ossi-Wessi« und mitunter auch bis an die Zumutbarkeitsgrenze führenden Pauschalisierungen. Häufig stellt Manz fest (und bricht eine notwendige Analyse mit dieser Erkenntnis dann ab), dass die Ursache für das destruktive Handeln der politischen Kaste in der Primitivität bestimmter Personen lag. Diese Primitivität – gepaart mit einem »Subjektivismus, der jeden gutgemeinten Vorschlag ignorierte« – war nach seiner Ansicht letztlich verantwortlich für das Zu-

grunderichten der Volkswirtschaft und den Abbau der bürgerlichen Rechte wie die Meinungsfreiheit, Pressefreiheit, Versammlungsfreiheit, Organisationsfreiheit, Freizügigkeit und das freie Wahlrecht in der DDR.

Das Buch spricht meines Erachtens vor allem Leser an, die keinen allzu tiefgründigen sachlich-analytischen Anspruch stellen. Für diese mag es dann auch ein lesenswerter Erfahrungsbericht sein. Erinnerungen sind ein wichtiger Bestandteil, die DDR-Geschichte wissenschaftlich fundiert aufzuarbeiten. Die in der vorliegenden Veröffentlichung niedergeschriebenen Erinnerungen von Günter Manz tragen gewiss ihren Teil dazu bei. Höhere Ansprüche wird der Autor auch nicht gestellt haben.

ANJA LAABS

Arne Heise:
Dreiste Elite – Zur Politischen
Ökonomie der Modernisierung,
VSA-Verlag Hamburg 2003,
160 S. (14,80 €)

Die von der Gesellschaft der Freunde und Förderer der Hamburger Universität für Wirtschaft und Politik (GdFF) unterstützte Arbeit des an gleichnamige Institution berufenen Professors für Finanzwissenschaften und Public Governance, Arne Heise, erscheint zu einem Zeitpunkt, da der »historische Kompromiss« des rheinischen Kapitalismus scheinbar mit dem Rücken zur Wand steht. Gegenstand der Publikation ist die Analyse des unter Rückgriff auf den Wahlkampflogan der sozial-liberalen Brandt-Ära geprägten Begriffs vom »Modell Deutschland«, dem Institutionengeflecht, das in der Phase des expansiven Industriezeitalters für die erweiterte Teilhabe der Arbeitnehmer (und dies lässt sich auch geschlechtsspezifisch interpretieren) am wirtschaftlichen Fortschritt sorgte.

Heise analysiert den historischen Entstehungszusammenhang, die wettbewerbspolitische Performance und tatsächlichen Reformbedarfe des hiesigen Gefüges, das nach seiner empirischen Interpretation nach wie vor signifikante Unterschiede zu den von zunehmender

Ungleichheit in der Primär- und Sekundärverteilung (Einkommensverteilung vor und nach Steuern) geprägten angelsächsischen Modellen aufweist. Von methodischem Interesse ist der Rückgriff Heises auf politikwissenschaftliche Analyseinstrumente ökonomischer Zusammenhänge, die insbesondere im Vergleich Großbritannien – Deutschland nicht zuletzt aufgrund der bilateralen Forschungserfahrung des Autors einige erhellende Momente beinhalten. Dabei unterscheiden sich seine Ergebnisse wahrnehmbar vom Tenor der dominanten »mainstream economics«.

Die Ausformung des Modells Deutschland ging nach Heise keinesfalls auf die Penetranz eines mittelqualifizierten Medianwählers zurück, der sich ökonomisch vermeintlich notwendigen Deregulierungen verschließe und einen darauf gerichteten politischen Prozess durch sein wahltaktisches Gewicht verhindere, wie die Modellannahmen der »Neuen Politischen Ökonomie« suggerieren. Die Unterstellung eines solchen grundsätzlichen Demokratieversagens sei nicht nur gefährlich, so Heise, sie halte der theoretischen wie empirischen Überprüfung aufgrund einiger Inkonsistenzen im Modell auch nicht stand. Im Gegenteil seien die Angriffe auf den historischen Kompromiss immer wohl dosiert vonstatten gegangen, da sich einige den Interessenorganisationen der Arbeitgeber geläufige wirtschaftliche Effizienzen im deutschen Regelwerk verbergen, etwa hinsichtlich der Arbeitnehmerfluktuation und dem daran geknüpften Qualifikationsniveau, dem Betriebsfrieden und überdies auch hinsichtlich der gesamtwirtschaftlichen Weitsicht der Tarifparteien. Die schrillen Zwischentöne mehrten sich zwar angesichts eines aus den internationalen Entwicklungen erklärbaren verteilungspolitischen Hungers der Status- bzw. so genannten Leistungseliten (nicht so rational und berechnend zu verstehen wie vielleicht interpretationsfähig), dienten bislang aber immer dem »Dehnen« niemals dem »Brechen« des erreichten Kompromisses. Von Interesse sind hierbei gerade jüngere Forschungsergebnisse aus dem Vereinigten Königreich und den Vereinigten Staaten von Amerika, die scheinbar ungetrübteren Blickes bestimmte Resistenzen bei der Reform des Wirtschaftsmodells unmittelbar den Arbeitgebern zuschrieben, ausgerechnet

im Rahmen der christlich-liberalen Koalition unter Bundeskanzler Helmut Kohl.

Die wettbewerbspolitische Performance des rheinischen Kapitalismus sei auch überwiegend gut, wie zahlreiche Indikatoren im internationalen Vergleich (hier insbesondere Großbritannien, Neuseeland, Niederlande, USA) eindrucksvoll belegen, wenn sich die Wachstumsentwicklung, der Stand der öffentlichen Investitionen und damit die Zukunftsvorsorge wie Bildungsinfrastruktur etc. und andere wichtige Indikatoren auch unbestreitbar problematisch entwickelten. Die interessenpolitisch motivierte Erzeugung eines Untergangsklimas sei jedoch unredlich, wie auch die durch dieselben Lobbys als Gemeinwohl verkauften wirtschaftspolitischen Fehler der Vergangenheit. Verantwortlich für die jüngeren Entwicklungen sei vor allem der Verzicht auf geld- und fiskalpolitische Instrumente, der gerade in den Mutterländern des modernen Monetarismus, im Widerspruch zum theoretischen Fundament, nicht geübt wurde. Wobei dies auch mit der notwendigen ökonomischen Stabilisierung des beschriebenen gesellschaftlichen Gefüges zu tun gehabt habe.

Ebenso facettenreich wie die Analyse wird dann ein Ausblick auf die tatsächlichen Herausforderungen zur Umgestaltung des bundesrepublikanischen Wirtschaftsmodells gewagt, der aber auf Grund der Beschränkung im Umfang und des Schwerpunktes der Publikation auf das anspruchsvolle Vorhaben des »polit-ökonomischen Sezierens« von Mythen nur Ansätze wie die Reform der sozialen Sicherungssysteme anreißen kann, und dadurch teilweise lohnenswerte Debatten (z. B. ein Pro und Contra des von Heise präferierten Beveridge-Modells einer steuerfinanzierten Sicherung und die Probleme der beschränkten Privatisierung der Renten- und Gesundheitsvorsorge bzw. den Potenzialen der Produktivitätsentwicklung für die Stabilität des gegenwärtigen Systems) unbeleuchtet beläßt. Der Einsatz der methodischen Instrumente und der Beleg für die Notwendigkeit einer Renaissance des geld- und fiskalpolitischen Managements machen das Buch unverzichtbar. Einige modelltheoretische Vorkenntnisse in den Wirtschaftswissenschaften sind sicherlich hilfreich, um in den vollen Genuss der Arbeit zu gelangen.

Für den Stellenwert der Debatte ist es natürlich unabdingbar zu akzeptieren, daß das etablierte »Modell Deutschland« auch Veränderungsbereitschaft erfordert, um seine Substanz zu erhalten. Das selektive Imitieren neoliberaler Experimente ohne Rücksicht auf die Konstruktionsebene eines Modells ist nach Heise aber weder gesund noch Erfolg versprechend. Dem Autor ist beizupflichten, wenn er zu bedenken gibt, dass dem historischen Kompromiss »eine gehörige Portion Stolz und Verteidigungsbereitschaft zu wünschen wäre.«

FABIO DE MASI

Erich Mühsam:
Unpolitische Erinnerungen.
 Mit einem Nachwort
 von Hubert van den Berg,
 Aufbau Taschenbuch Verlag
 Berlin 2003, 221 S. (8,50 €)

Peter A. Kropotkin:
Memoiren eines Revolutionärs,
 Band I und II
 Neue Übersetzung aus dem
 Englischen, hrsg. von Heiner
 Becker und Nicolas Walter,
 UNRAST-Verlag Münster 2002,
 549 S. (28 €)

Mühsams »Unpolitische Erinnerungen«, die er zwischen 1927 und 1929 als Fortsetzung für die Unterhaltungsbeilage der Vossischen Zeitung schrieb und die zu seinen Lebzeiten keinen Buchverleger fanden, sind endlich wieder lieferbar. Die letzte Ausgabe in einem großen Publikumsverlag liegt immerhin 25 Jahre zurück.

Während die Rolle der mißratenen Tochter Lübecks mit Franziska Gräfin von Reventlow und damit blaublütig besetzt war, wurde der mißratene Sohn von Erich Mühsam, dem Sproß eines Apothekers mosaischen Glaubens, gegeben. Selbst Heinrich Mann, für den jeder anständige Bürger der Hansestadt nur Abscheu zu äußern befugt war, wirkte gegen ihn geradezu gutbürgerlich.

Mühsam ist außerhalb anarchistischer und literarischer Kreise vor allem durch sein Ende als eines der frühen Opfer nationalsozialistischen Mordens bekannt geblieben. Da er trotz nicht endenwollender Qualen und Folter den Freitod verweigert hatte, war er in der Nacht zum 10. Juli 1934 im KZ Oranienburg, für das der – durch den Nationalsozialismus selbstverständlich völlig unbelastete – Kindl-Konzern 1933 der SA-Standarte 208 eine stillgelegte Brauerei kostenlos zur Verfügung gestellt hatte, ermordet und in die Toilette gehängt worden. Für die Organe im Vaterland der Werktätigen war das natürlich eine unverdiente Schlappe – die sie zu der Konsequenz führte, wenigstens die heimtückisch in ihre Arme geflüchtete Ehefrau Mühsams für den kommunistischen Anarchismus ihres Mannes zur Rechenschaft zu ziehen. Aber auch die 1936 und abermals 1938 verhaftete Zensl Mühsam verweigerte den Tod, obwohl ihr über Jahre hinweg auf der Polizeistation, die sie nach ihrer Entlassung aus dem GULag (1947) regelmäßig zu besuchen hatte, immer wieder versichert wurde, daß sie die Freiheit nicht mehr erleben werde. Während sie noch in der Verbannung litt, gelang es 1949 dem »Insel«-Lektor Fritz August Hünich, die »Unpolitischen Erinnerungen« ihres Mannes in Leipzig erstmals für ein größeres Publikum als Buch herauszugeben. Wesentliche Teile dessen politischen Schrifttums hingegen konnten in der DDR nie erscheinen.

Die Vossische Zeitung wollte 1927 ihrem bildungsbürgerlichen Publikum mit Mühsam einen der wildesten Bürgerschrecks des Kaiserreichs und der Münchner Räterepublik präsentieren, ohne daß der jedoch Gelegenheit erhalten sollte, seine politischen Ansichten zu verbreiten. Mühsam, dessen fünf Jahre Festungshaft erst kurze Zeit hinter ihm lagen und der als Anarchist eine ungewisse Zukunft vor sich wußte, ließ sich auf diese Arbeit nicht zuletzt ein, weil sie ihm zweimal im Monat 125 RM einbrachte. Sein Thema war der Literat und Bohemien Erich Mühsam.

Dieser Fügung verdanken wir, wenigstens von *einem* der interessanten politischen Köpfe der deutschen Linken mehr zu wissen als nur, wie dröge und gleichförmig Politik ist. Das Friedrichshagen-Kapitel allein schon entschädigt für all die politischen Biographien und Autobiographien, die seit der Wende nun auch den Osten in eine historisch-literarische Ödnis der

Selbstbespiegelung und Selbstbeweihräucherung zu verwandeln drohen.

Hubert van den Bergs Nachwort ist informativ und sachlich – außer dort, wo er versucht, der bessere Feminist zu sein und Mühsam, der sich beim Zerstören der christlichen Doppelmoral nun wahrlich nicht geschont hat, allen Ernstes vorwirft, nicht so politisch korrekt, wie offenbar Herr van den Berg sein Sexualleben zu gestalten pflegt, mit dem anderen Geschlecht umgegangen zu sein. (S. 205 f.) Aber man muß Nachworte ja nicht unbedingt lesen.

Gleiches gilt für Vorworte und Einleitungen. Die ungezeichnete Einleitung zu Kropotkins Memoiren glaubte ich überspringen zu dürfen, da ihr Beginn vor »vielleicht«, »sicherlich« und »wohl« nur so strotzt und den Verfasser als entsprechend kompetenten Vermutungsgelehrten ausweist. Doch was danach kommt, ist unwesentlich besser. Die als neue Übersetzung angekündigte Fassung liest sich streckenweise wie eine Rohfassung. Offensichtlich wurde nicht einmal Korrektur gelesen. Da wünscht man sich wehmütig Pannwitz' Übersetzung aus dem Jahre 1900 zurück, auch wenn sie zeittypisch etwas schwülstig geraten war.

In einem Punkt erhält man aus der Einleitung, die ich am Ende – durch den verkauderwelschten Kropotkin gestählt – doch noch las, Aufklärung: In den Anmerkungen vermißt man zwar elementare Erklärungen zu Kropotkin und über die Geschichte des Anarchismus. Statt dessen findet man aber die absonderlichsten Belege aus russischer Spezialliteratur des 19. Jahrhunderts, insbesondere auf dem Gebiet der Geographie, sowie seltsam gehässig anmutende Korrekturen von Kleinigkeiten, bei denen der ohne Unterlagen schreibende Emigrant Jahre und anderes verwechselte. Wie der Einleitung zu entnehmen ist, stammen diese Auslassungen aus der sowjetischen Ausgabe von 1966 – offenbar eins zu eins. Das hat der arme Kropotkin nun wirklich nicht verdient.

Am Ende griff ich zu Kropotkins »Französischer Revolution«, die einst Gustav Landauer – während der Räterepublik an der Seite Mühsams und Tollers und daselbst von der prä-nazistischen Konterrevolution gemeuchelt – liebevoll besorgt hatte, und erwarb bei www.zvab.de dankbar erneut den mir abhandengekommenen Pannwitz.

JÖRN SCHÜTRUMPF